

Kanadische Indianer auf dem Weg zur Wiedergeburt

Glen Sean Coulthard (2020): *Rote Haut, weiße Masken. Gegen die koloniale Politik der Anerkennung*

Aus dem Englischen übersetzt von Michael Schiffmann. Münster: Unrast Verlag, ISBN 978-3-89771-080-1, 284 Seiten, 18 Euro



Das Buch ist Dokument und Analyse des gegenwärtigen Kampfes der Indianer um Selbstbestimmung. Der Autor, selbst ein Indianer von der Indianer-nation der „Dene“, ist Dozent der Politikwissenschaft in der kanadischen Provinz British Columbia. Seine Heimat, das Land der Dene, liegt in der Provinz direkt neben British Columbia, im Northwest Territory. Die Proteste der Indianer Kanadas in den

letzten Jahren richteten sich gegen Umweltschädigungen, vor allem durch Erdölpipelines oder Fracking in ihren Territorien. Darauf wird auch auf dem Buchcover Bezug genommen. Das Foto zeigt Chief Howilthkat und ihre Schwester Chief Geltiy während einer Protestzeremonie gegen ein Pipeline Projekt in der Nähe von Houston, B.C. in Kanada. Mithin geht es nicht nur um das Northwest Territory, sondern um alle Provinzen Kanadas, in denen sich „Reservate“ der Indianer befinden. Es geht aber auch um den Kampf der Indianer im Rest von „Amerika“, und es geht um den Kampf indigener Völker auch in der Südsee und anderswo. Es geht mithin um die Emanzipation „verdrängter Völkerbund Kulturen aus den Zeiten des Kolonialismus“, die noch in ihren Anfängen steckt. Die Verdrängung hatte oft auch Vernichtung zur Folge, wie wir das am deutlichsten in den letzten Jahrzehnten am Beispiel der Indianer auf dem Territorium der „Vereinigten Staaten“ dokumentiert bekamen.

Das Wort „Dene“ heißt so viel wie „Land“. Aber nicht nur sie selbst gehören zu diesem spezifischen Land, das das ihre ist, und das Macht über sie hat, sondern auch die Pflanzen, Tiere, Steine sowie die Bäume, Seen usw. sind Teil von Dene. Das alles wollen die Indianer zurückhaben, um es „wieder“ in eine kollektive Einheit zu binden, die den Traditionen des Kollektivismus der Indianer verpflichtet ist. Es geht also um eine „Wiedergeburt“ der Nation in die Tradition der Indianer, aber in einem neuen Gewand. Dieses neue Gewand ist in hohem Maße – so die Diktion des Buches – geistig bestimmt. Denn die Indianer wissen, dass ihre alten Traditionen nicht wiederbelebbar sind. Der neue Kollektivismus soll aber antikapitalistisch, also kommunitär bestimmt sein, zugleich aber auch kompetent in der Auseinandersetzung mit

der Kolonialmacht. Indianer müssen modern sein, um die Rechtstaatlichkeit des Gemeinwesens verteidigen zu können; zugleich aber auch in wirtschaftlichen Fragen mit den großen Konzernen – im Zweifelsfall mit den Multis – kompetent umgehen können. (Coulthard vergisst dabei etwas, die große Bedeutung von Regulierungen und anderem Wirtschaftsrecht als zentral hervorzuheben.) Zu bedenken ist auch, dass die Hälfte aller Indianer im Northwest Territory in der Stadt lebt, zugleich aber auch im Kontext der Wiedergeburt eine Nähe zum Land haben soll. Bei alledem geht es auch noch darum, dass nicht nur die äußeren Formen des Kolonialismus – also das weiße Gesicht – besiegt werden muss, sondern dass auch ein innerer Kampf gefochten werden muss, der die Geschlechterbeziehungen revolutioniert, insbesondere den Patriarchismus überwindet. Das ist als Programm sehr, sehr viel – vielleicht zu viel?

Gegen die Macht des Empirischen mobilisiert Coulthard die Theorie. Diese nimmt viel Raum ein in der Studie. Sie ist einerseits auf die Arbeiten Franz Fanons gestützt, der die Situation des Kolonisierten recht gut einschätzen konnte und letztendlich der Bewegung wohl half, von einer kurzatmigen Versöhnungsphilosophie Abstand zu nehmen. „Groll“ und „Wut“ zu haben, fand Fanon angebracht, und zurecht wohl finden sich die Indianer Kanadas von „ihrer“ Regierung immer noch als „Betreute“ behandelt, denen man auch Märchen aufbinden kann. Deshalb laufen die Proteste der „Indigenen“ immer noch – oder gar immer stärker – darauf hinaus, Barrikaden und Straßensperren zu errichten. Solche Maßnahmen fördern zudem die Bereitschaft zum Protest, zum Widerstand, zum Erkenntnisgewinn durch Praxis. Im Marxschen Sinne war das, was den Indianern widerfuhr, eine Form der „Ursprünglichen Akkumulation“, wie sie Marx im 24. Kapitel des ersten Bandes seines „Kapitals“ wortgewaltig schilderte. Das Kapitel selbst kann schon Revolutionäre schaffen – ähnlich wie das „Kommunistische Manifest“. Andere indianische Dozenten und Dozentinnen diskutierten die Konsequenzen der ursprünglichen Akkumulation und kamen mehrheitlich zu dem Schluss, dass selbige noch kein Ende gefunden habe. Damit erhält auch der antikapitalistische Diskurs der Indigenen eine emotionale Basis, die für den Kampf recht geeignet ist – allerdings vielleicht die kapitalistischen Diskurpartner abschreckt, weil selbige sich fragen, was sie damit zu tun hätten, wurden doch die Enteignungen sowohl in England als auch weltweit zumeist von den „Staatsmächten“ durchgeführt. Kurzum: Es scheint mir heutzutage wichtiger zu sein, mit den Planern wirtschaftlicher Großprojekte recht gute, detaillierte Verträge abzufassen, in denen etwa die Art der Umweltbelastung solcher Projekte sachkundig festgehalten ist, um sie bei Zuwiderhandlung vor Gericht zu bringen. (Dabei könnten US-amerikanische Rechtsanwälte, die die deutschen Auto-Multis vor Gericht gezogen haben,

recht behilflich sein.) So viel zur antikapitalistischen Theorie als Hilfe beim Umgang mit Kapitalisten. Der ebenfalls sehr mächtigen Theorie im Kampf um Emanzipation in Hegels „Phänomenologie des Geistes“, nämlich der Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft, kommt in der Bewegung anscheinend nur eine nachgeordnete Bedeutung zu.

Dagegen gewinnt ein drittes Bündel von theoretischen Ideen bei Coulthard durch Rekurs auf den „sozialen Konstruktivismus“, vor allem von Seyla Benhabib, eine nahezu dominante Bedeutung. Dieser soll zumindest viel von dem klären, was „die innere“ Dimension des revolutionären Rekonstruktionsprozesses angeht. Bekanntlich ist der soziale Konstruktivismus eine Freund-Feind-Theorie. Den Feind hat der Konstruktivismus sich gleich selbst mit aufgebaut, er heißt „Essentialismus“. Da der Verfasser einen dynamischen Sozialkonstruktivismus braucht, lässt er sich von den radikalen Konstruktivisten zu einer Position verführen, die diesem volle Betätigungsfreiheit einräumt: „In der jüngeren feministischen, queeren und antirassistischen Literatur wird der Ausdruck ‚essentialistisch‘ oft auf abfällige Art auf Theorien und gesellschaftliche Praktiken verwendet, die Identitätskategorien, die Geschlecht, und Klasse als ‚fest, unveränderlich und universal‘ statt als konstruiert, kontingent und offen für ‚kulturelle Variation‘ behandeln [...] auf Anerkennung basierende Modelle des kulturellen Pluralismus (laufen), wenn sie sich auf essentialistische Formulierungen von Identität stützen, Gefahr, statt als ‚kulturell befreiendes Moment als kulturelle Zwangsjacke‘, die [...] ‚die Möglichkeit [...] nehmen kulturelle Grenzen zu überschreiten, Aspekte anderer Kulturen zu übernehmen und sich selbst zu definieren und immer wieder neu zu definieren““ (S. 39, Zitat im Zitat: Seyla Benhabib, in: Anne Philips, *Multiculturalism without Culture*, Princeton: Princeton UP 2007, S. 14). Das sind interessante Ausführungen, die in bestimmten Kontexten auch sehr wirkmächtig und angebracht sein können, aber kaum bei der Findung von neu bestimmter Tradition hilfreich sein werden. Indianer suchen wohl nicht nach neuen und auch individuellen Mustern von kultureller Selbstfindung, sondern nach als gültig anzusehenden festen Mustern. Abgesehen

davon dürfte sich der Konstruktivismus nicht halten lassen, wenn er die absolute Beweglichkeit als „Möglichkeit“ apostrophiert: Einen Rest sollte man dem Essentialismus schon noch lassen – ansonsten nimmt dieser sich seinen Anteil. Die von dem Verfasser zitierten Anmerkungen stammen von einer Kollegin von Benhabib, verweisen aber auch auf den kulturellen Hintergrund dieser Theorien: die feministische akademische Kultur der USA. Damit ist nichts Negatives gemeint, sondern lediglich der Verweis auf die Begrenzung auch dieser Sichtweise.

In seinen konkreten, empirisch abgeleiteten Bezügen auf die gegebene indianische Situation, die man bei Coulthard recht häufig in den hinteren Teilen seines Buches findet, gibt es das große Problem der Vergewaltigung und Ermordung indianischer Frauen, mit Vermutung auf polizeiliche Mitschuld. Es wäre nach meiner Sicht sachdienlicher, die Thematik der Geschlechter mit diesem Sachverhalt zu begründen statt die hochabstrakten Genderkonstruktionen ins Feld zu führen, die mit dem Alltagsleben der Indianer wenig zu tun haben dürften. Der auffallend starke Bezug des Verfassers zur indianischen Geschlechterliteratur verweist auf den Aspekt, dass relativ einflussreiche indianische feministische Positionen bezüglich der Anlage der Theoriebildung bei Coulthard mitverantwortlich sind. Ob freilich eine Kombination von Fanon, Hegel, Marx und Benhabib die Indianer zum Kampf für eine neue Lebensform motivieren werden, möchte ich bezweifeln. So interessant die Ausführungen des Verfassers auch sind, ich fände es überzeugender, mit einer Perspektive wie „Red Lives Matter“ in den Kampf zu ziehen als mit unschlagbaren Kategorien der elitären Gedankenwelt von Princeton.

Leider verletze ich mit den vorhergehenden Bemerkungen ein Tabu bei der Identitätsfindung von Minderheiten. Als Weißer hat man kein Recht auf schulmeisterliche Zurechtweisung. Die Betroffenen haben ein Recht darauf, ohne Leitung gerade von Weißen sich selbst zu finden. Weiße Einmischung hat immer den Charakter von kolonialer Bevormundung. Ich möchte nur als wohlmeinender Kritiker verstanden werden.

Jakob Schissler, Sauvo, Finnland